Insel

Edith Wharton

Gespenster-geschichten

Ein Mann trifft seine tote Geliebte zum Rendezvous, eine Kammerzofe steht ihrer Herrin noch nach ihrem Tod zu Diensten, und eine grausam ermordete Ehefrau findet keine Ruhe …

Edith Whartons gruselige und schaurige *Gespenstergeschichten* entführen den Leser in die Welt des Unheimlichen, des Albtraums und des Überwirklichen. Sie gehören neben den Geschichten von Edgar Allen Poe und Henry James zu den besten der Weltliteratur.

insel taschenbuch 4076
Edith Wharton
Gespenstergeschichten

Edith Wharton

GESPENSTER-GESCHICHTEN

Aus dem Amerikanischen
von Andreas Vollstädt

Insel Verlag

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2011
insel taschenbuch 4076
Insel Verlag Berlin 2011
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1991
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluss des Bandes
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-458-35776-6

Inhalt

Vorwort 7
(Preface)

Die Glocke der Kammerzofe 12
(The Lady's Maid's Bell)

Die Augen 37
(The Eyes)

Danach 60
(Afterward)

Kerfol 95
(Kerfol)

Der Triumph der Nacht 121
(The Triumph of Night)

Miss Mary Pask 150
(Miss Mary Pask)

Behext 167
(Bewitched)

Mr. Jones 191
(Mr. Jones)

Granatapfelkerne 223
(Pomegranate Seed)

Der Spiegel 258
(The Looking Glass)

Allerseelen 280
(All Souls)

Autobiographisches Postskriptum 306
(An Autobiographical Postscript)

Anmerkungen 309

Vorwort

»Glauben Sie an Geister?« lautet die sinnlose Frage, die jene, die außerstande sind, gespensterhafte Einflüsse wahrzunehmen, des öfteren an den – ich will nicht sagen *Geister-Seher*, immer ein weißer Rabe, sondern – den *Geister-Fühler* richten, denjenigen also, der für die zu bestimmten Stunden an bestimmten Orten auftretenden unsichtbaren Strömungen empfänglich ist.

Die berühmte Replik (mir ist entfallen, wessen): »Nein, ich glaube nicht an Geister, aber ich fürchte mich vor ihnen« ist weit mehr als das billige Paradox, als das sie vielen erscheint. In diesem Sinn zu »glauben« stellt einen bewußten Akt des Intellektes dar, und es ist das warme Dunkel der pränatalen Flüssigkeit tief unter unserer Ratio, wo die Fähigkeit beherbergt ist, der Geister inne zu werden, die zu sehen wir vielleicht nicht die Gabe haben. Dies wurde jüngst auf seltsame Weise an den Gespenstergeschichten deutlich, die der vormalige Lord Halifax zusammengetragen und sein Sohn aus seinem Nachlaß veröffentlicht hat. Dem Dafürhalten des Sammlers nach lag der Prüfstein für den Wert der einzelnen Erzählungen nicht etwa in deren persönlichem Reiz, sondern in der Tatsache, daß sich der eine oder andere bereit erklärt hatte, für ihre Authentizität zu bürgen. Die Lord Halifax zugetragenen Anekdötchen mochten noch so altbekannt, phantasiearm und belanglos sein – falls ihn jemand davon überzeugt hatte, daß sie »wahr« waren, daß sie sich »wirklich zugetragen hatten«, nahm er sie flugs in seine Sammlung auf. Und so kann es sich wohl schwerlich um einen Zufall handeln, wenn die einzige Geschichte in diesem umfangreichen Korpus, die zumindest einen Hauch von Originalität besitzt, diejenige mit einer entschuldigenden Fußnote des Inhalts ist, es sei dem Herausgeber leider nicht gelungen, sie bis zu ihrer Quelle zurückzuverfolgen.

Quellen sind in Wahrheit völlig überflüssig, um ein Urteil über Gespenstergeschichten abzugeben: die guten erbringen den inneren Nachweis ihrer Gespensterhaftigkeit, und weitere Beweismittel sind nicht vonnöten. Doch habe ich seit meinen ersten Versuchen auf dem Feld der Gespenstergeschichte die deprimierende Entdeckung gemacht, daß dem modernen Menschen die Befähigung zu ihrem Genuß so gut wie ganz abhanden gekommen ist. Niemand hat je von einem Romanen Verständnis für oder gar

Grauen vor einem Geist erwartet; derlei stellt sich nur bei denen ein, die noch immer die rauhe Musik des nordischen Urwalds oder das Tosen dunkler Meere an den äußersten Gestaden im Ohr haben. Aber als ich Gespenstergeschichten erst zu lesen und dann auch zu schreiben begann, tat ich dies in dem Bewußtsein, meine Leser hätten genügend mit mir gemein, um mich auf halbem Weg zwischen den urzeitlichen Schatten zu treffen und die Lücken in meiner Darstellung mit Gefühlen und Mutmaßungen zu schließen, die sich mit den meinigen deckten.

Die Veränderung wurde mir auf kuriose Art und Weise vor Augen geführt, als eine der Geschichten des vorliegenden Bandes vor zwei oder drei Jahren ihren ersten Auftritt in einer amerikanischen Zeitschrift hatte. Ich denke, die meisten Prosaschriftsteller werden mit mir darin übereinstimmen, daß die Leser, die den Buchautor mit einem solchen Tintenschwall von Fragen überschütten, der gesondert in einer Illustrierten abgedruckten Erzählung kaum Beachtung schenken. Die Bitte an den Autor, seinen beflissenen Lesern so viele Einzelheiten wie möglich aus seinem Privatleben zu enthüllen, wird selten an ihn herangetragen, ehe nicht die verstreuten Früchte seines Schaffens zu einem Band vereinigt worden sind. Doch als »Granatapfelkerne« (das Sie, wie ich hoffe, in Kürze zu lesen gedenken) erstmals in einer Zeitschrift erschien, wurde ich von wahren Heerscharen von Wißbegierigen bestürmt, die, zum einen, auf Auskunft über den Titel (in dem dunklen Zeitalter meiner Kindheit gehörte eine gewisse Vertrautheit mit dem klassischen Sagengut ebenso zu unserer Allgemeinbildung wie Grimm und Andersen) und, zum anderen, darüber brannten, *wie denn ein Geist einen Brief schreiben bzw. in einen Briefkasten werfen könne.* Diese Probleme waren ein Nagel zu den Särgen vieler Fragesteller, deren Namen darauf hinzudeuten schienen, daß sie sich vor nicht allzu langer Zeit aus gespensterfreien Ländern eingeschifft hatten. Brauche ich darauf hinzuweisen, daß sich unter ihnen niemals eine walisische oder schottische Unterschrift befand? Aber in ein paar Jahren wird dem vielleicht so sein; mir jedenfalls will es ganz so scheinen, als würde der Geisterinstinkt – so tief er auch in unserem Inneren schlummert – allmählich von jenen beiden weltweiten Feinden der Phantasie, dem Kino und dem Radio, abgetötet. Eine Generation, die alles, was früher die Vorstellungskraft nährte, da es mühsam erarbeitet und dann langsam assimiliert werden mußte, tafelfertig aufgetischt bekommt,

büßt rasch ihre Kreativität (denn das Lesen sollte so wie das Schreiben ein kreativer Akt sein) sowie ihre Konzentrationsfähigkeit ein; und die Welt, die so *grand à la clarté des lampes* zu sein pflegte, schrumpft in umgekehrtem Verhältnis zu den neuen Mitteln, sie zu umspannen, so daß sie um so kleiner wird, je mehr wir ihrer Oberfläche hinzufügen.

All dies ist für den Verfasser von Gespenstergeschichten und seinen Verleger äußerst deprimierend, aber trotz der verderblichen Einflüsse und einander widersprechenden Anziehungskräfte des Gangsters, des Gewohnheitstrinkers und des notorischen Eigenbrötlers können die Geister ihre Stellung in den Händen erfahrener Chronisten vielleicht noch ein wenig länger behaupten. Die größte Gefahr besteht darin, daß die Kräfte dieser Seher versiegen, denn der Zauberstab dessen, der es herbeiruft, läßt sich noch leichter zerstören und vom Mahlstrom unserer immer schnellebigeren Zeit verschlingen als das Gespenst selbst. Um sich zu offenbaren, benötigen Geister zwei Dinge, die dem modernen Menschen ein Greuel sind: Schweigen und Beständigkeit. Mr. Osbert Sitwell teilte uns unlängst mit, die Gespenster seien dann ausgezogen, als die Elektrizität ihren Einzug hielt, doch heißt so zu denken, die Natur des Geisterhaften mißzuverstehen. Was die Gespenster vertreibt, ist nicht die neumodische Zimmerpflanze oder der Elektroherd; ja, ich könnte mir sogar vorstellen, daß sie in einem schäbigen Reihenhaus in irgendeiner tristen Straßenzeile wesentlich lieber umgehen als in dem sprichwörtlichen Spukschloß mit seinen langweiligen Bühnenrequisiten. Geister brauchen weder nachhallende Korridore noch hinter Wandteppichen verborgene Türen, sondern nur Beständigkeit und Schweigen. Denn wo ein Gespenst einmal erschienen ist, scheint es dies wieder tun zu wollen, und es bevorzugt offenkundig die Stunden nach Mitternacht, wenn das Jazzgedudel aus dem Radio verstummt ist und endlich Ruhe herrscht. Diese Zeit der Stille ist leider immer knapper bemessen, und selbst wenn einige Geisterbeschwörer ihre Zauberstäbe behalten, werden sich die Gespenster früher oder später vermutlich damit abfinden müssen, daß in einem lärmerfüllten und sich ständig wandelnden Universum kein Platz für sie ist.

So verlockend es nun wäre, auf den Verlust einzugehen, den das völlige Verschwinden aller Spukgestalten für uns bedeuten würde, will ich mich hier auf ein Lob derer beschränken, die diese Wesen für uns sichtbar gemacht haben. Geister sollten niemals vergessen

dürfen, daß ihre einzige Überlebenschance in den Erzählungen derer liegt, die ihnen begegnet sind, wobei es keine Rolle spielt, ob dies nun de facto oder in der Phantasie geschehen – und letzteres vielleicht sogar erstrebenswerter ist. Ein Gespenst hat mehr davon, farbenfroh imaginiert als »grau in grau« geschaut zu werden, und niemand weiß besser als ein Geist, wie schwer es ist, ihn oder sie in Worte zu kleiden, die schattenhaft und dennoch durchsichtig genug sind.

Es ist in der Tat nicht leicht, eine Gespenstergeschichte zu schreiben, und wenn ich hier nun meine eigenen Versuche auf diesem Gebiet vorstelle, so möchte ich sie unter die Gönnerschaft jener stellen, die mich als erste dazu ermuntert haben, mich in die Gefilde des Geisterhaften vorzuwagen. Der erste, glaube ich, war Stevenson mit »Die krumme Janet« und »Markheim«, zwei bemerkenswerten Gespenstergeschichten, wenn sie auch bei weitem nicht das hohe Niveau solcher Hexenmeister wie Sheridan Le Fanu und Fitz James O'Brien erreichen. Ich bezweifle, daß diese beiden jemals überflügelt worden sind, obwohl Marion Crawfords Erzählung »Die obere Koje« dem schleichenden Grauen von O'Briens »Was ist es?« sehr nahekommt.

Hinsichtlich einer phantasievollen Darstellung des Übernatürlichen hat es wohl nie jemand Henry James in »Die Tortur« gleichgetan, doch kann man einen Gespensterroman schwerlich auf eine Stufe mit Gespenstergeschichten stellen. Außerdem trägt dieses Buch eine viel zu persönliche Note und unterscheidet sich zu grundlegend von allen anderen Versuchen, die Aura des Übernatürlichen einzufangen, als daß es sich in die gängigen Schablonen pressen ließe.

Was nun meine eigene bescheidene Sammlung betrifft, habe ich es mir erlaubt, sie unter den besonderen Schutz des einzigen zeitgenössischen Autors zu stellen, den ich zu den Geisterbeschwörern ersten Ranges zähle – und damit erübrigt sich eine Erklärung, warum ich dies tue.* Überdies erkennt man, je länger man darüber nachdenkt desto deutlicher, wie unmöglich es ist, die Wirkung des Übernatürlichen zu definieren. Der Bostoner Gentleman der alten

* Die amerikanische Erstausgabe des vorliegenden Buches trug eine Widmung für Walter de la Mare (1873–1956). De la Mare war ein äußerst vielseitiger Schriftsteller und hat neben Kinderbüchern, Gedichten, Essays, Erzählungen und historischen Abhandlungen auch mehrere erstklassige Gespenstergeschichten geschrieben, deren berühmteste »Seatons Tante« sein dürfte.

Schule, der da sagte, seine Frau mache immer eine moralische Grundsatzfrage daraus, ob Lammfleisch gebraten oder gekocht werden solle, hat zwar die Beziehung Bostons zum Universum sehr treffend auf den Punkt gebracht, doch sollte man sich tunlichst davor hüten, moralische Grundsätze zu bemühen, wenn es um die Beurteilung von Gespenstergeschichten geht. Das einzige, was bei diesen wirklich zählt, sind ihre – wie man es formulieren könnte – thermometrischen Eigenschaften; wenn sie einem eine ordentliche Gänsehaut über den Rücken jagen, haben sie ihren Zweck erfüllt. Doch gibt es keine festen Regeln, was die Mittel zur Erzeugung dieser Gänsehaut anbelangt, und manch eine Erzählung, die andere nur so schaudern macht, hat bei mir keine Schwankungen der Körpertemperatur zur Folge. Der Doktor, der den Satz prägte, es gäbe keine Krankheiten, sondern nur Patienten, würde mir vermutlich darin beipflichten, daß es keine Gespenster, sondern lediglich Erzähler von Gespenstergeschichten gibt, da das, was dem einen schlaflose Nächte bereitet, den anderen höchstens gähnen läßt. Deshalb bin ich der Überzeugung, man sollte seine gespenstischen Erlebnisse in einer möglichst ungekünstelten Sprache erzählen und den »Rest der Natur überlassen«, wie der New Yorker Ratsherr sagte, als vor vielen Jahren angeregt wurde, für den See im Central Park »einen Schwung Gondeln« zu importieren.

Der einzige Vorschlag, den ich zu machen vermag, ist der, daß es dem Erzähler übernatürlicher Geschichten während des Erzählens angst und bange sein sollte; denn wenn dies der Fall ist, gelingt es ihm vielleicht, seinen Lesern den Sinn für jenes sonderbare Etwas zu vermitteln, von dessen Existenz sich Horatios Schulweisheit nichts träumt.

Die Glocke der Kammerzofe

I

Es war der Herbst nach meiner Typhusinfektion. Ich hatte drei Monate im Krankenhaus gelegen, und als ich herauskam, bot ich ein solches Bild des Jammers, daß die zwei oder drei Damen, bei denen ich mich bewarb, sich scheuten, mich in Lohn und Brot zu nehmen. Mein Geld war zum Großteil aufgebraucht, und nach zwei Monaten in einer Pension, während denen ich ein ums andere Mal bei den diversen Stellenvermittlungen vorsprach und auf jede Annonce antwortete, die einen halbwegs seriösen Eindruck machte, verlor ich fast schon allen Mut, da man mir langsam das Vaterunser durch die Backen blasen konnte und ich nicht sah, wie ich jemals wieder festen Boden unter die Füße bekommen sollte. Das tat ich dann aber doch – oder zumindest kam es mir damals so vor. Eines Tages begegnete mir eine gewisse Mrs. Railton, eine Freundin der Dame, die mich damals in die Staaten herübergebracht hatte, und blieb stehen, um sich mit mir zu unterhalten: sie war jemand, der immer eine freundliche Art an den Tag legte. Sie fragte, was mir denn fehle, daß ich gar so bleich aussehe, und als ich es ihr sagte, erwiderte sie: »Na, nur keine Bange, Hartley, ich glaube, ich weiß da jemanden für Sie. Kommen Sie morgen zu mir, dann können wir alles bereden.«

Als ich ihr am nächsten Tag meine Aufwartung machte, erklärte sie mir, bei besagter Dame handele es sich um eine Nichte von ihr, eine gewisse Mrs. Brympton, die trotz ihres relativ jungen Alters zum Kränkeln neige und das ganze Jahr auf ihrem Landsitz am Hudson verbringe, da sie den Strapazen des Stadtlebens nicht gewachsen sei.

»Alsdenn, Hartley«, sagte Mrs. Railton in jener aufgeräumten Art, die mir immer das Gefühl vermittelte, die Dinge müßten sich zum Besseren wenden – »alsdenn, ich will keinen Hehl daraus machen, daß ich Sie da an einen wenig vergnüglichen Ort schicke. Das Haus ist groß und düster, meine Nichte ist nervös, depressiv, ihr Mann – nun, der ist für gewöhnlich fort, und die beiden Kinder sind tot. Vor einem Jahr hätte ich ein so sonniges und springlebendiges Mädchen wie Sie eher in eine Gruft gesperrt, aber momentan sind Sie ja selber ziemlich wackelig auf den Beinen, nicht, und ein

ruhiges Plätzchen auf dem Land, wo Sie viel an die frische Luft kommen und tüchtig essen und früh aufstehen und früh zu Bett gehen, sollte da doch genau das richtige für Sie sein. Verstehen Sie mich jetzt bitte nicht falsch«, fügte sie hinzu, da ich wohl den Kopf etwas hängen ließ, »Sie werden sich dort vielleicht langweilen, aber beileibe nicht unglücklich sein. Meine Nichte ist der reinste Engel. Ihre frühere Zofe, die letztes Jahr gestorben ist, war zwanzig Jahre bei ihr und betete sie förmlich an. Sie ist allen eine gute Herrin, und wo die Herrin des Hauses gut zu allen ist, gibt es, wie Sie wissen, in der Regel kaum Reibereien zwischen den Dienstboten, so daß Sie mit dem übrigen Personal keine Schwierigkeiten haben dürften. Und Sie sind genau die Frau, die ich für meine Nichte suche: ruhig, wohlerzogen und gebildeter, als man es von jemandem in Ihrer Stellung gemeinhin erwarten kann. Sie lesen gut vor, nicht wahr? Ausgezeichnet; meine Nichte mag es, wenn man ihr vorliest. Sie hätte gerne eine Zofe, die ihr so etwas wie eine Gefährtin ist: ihre letzte war ihr innig zugetan, und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr sie sie vermißt. Sie lebt ja praktisch mutterseelenallein … Nun, haben Sie sich entschieden?«

»Ei gewiß, Ma'am«, sagte ich. »Ich fürchte mich nicht vor der Einsamkeit.«

»Nun, dann brechen Sie am besten gleich auf; meine Nichte wird Sie auf meine Empfehlung hin einstellen. Ich schicke ihr umgehend ein Telegramm, und Sie können den Nachmittagszug nehmen. Sie hat im Augenblick niemanden, der ihr aufwartet, und ich möchte, daß Sie so schnell wie möglich bei ihr sind.«

Ich war willens genug, mich auf den Weg zu machen, doch etwas in meinem Inneren ließ mich zaudern; und um Zeit zu gewinnen, fragte ich: »Und der gnädige Herr, Ma'am?«

»Der ist so gut wie immer außer Haus, das habe ich doch bereits erwähnt«, gab Mrs. Railton etwas spitz zurück – »und wenn er da ist«, sprach sie hastig weiter, »brauchen Sie ihm nur aus dem Weg zu gehen.«

Ich nahm den Nachmittagszug und stieg gegen vier am Bahnhof von D--- aus. Dort wartete schon ein Stallbursche in einem Einspänner, und wir fuhren in flottem Tempo los. Es war ein trüber Oktobertag mit tiefhängenden Regenwolken, und als wir in den zu Brympton Place gehörenden Wald einbogen, dämmerte es bereits fast. Der Weg schlängelte sich ein oder zwei Meilen lang durch den Wald und mündete in einen gekiesten, von einem hohen

und dunkelfarbenen Strauchwerkdickicht umschlossenen Hof. In den Fenstern brannte kein Licht, und das Haus sah tatsächlich etwas düster aus.

Ich hatte dem Burschen keine Fragen gestellt, da ich noch nie zu den Leuten gehört habe, die sich ihre Meinung über eine neue Herrschaft von deren anderen Angestellten einholen: Ich warte lieber und mache mir selber ein Bild. Aber ich vermochte auf den ersten Blick zu sagen, daß ich in ein gut geführtes Haus geraten war und daß alles darin seine Ordnung hatte. Eine freundlich dreinblickende Köchin empfing mich an der Hintertür und rief dann nach dem Hausmädchen. »Agnes wird Sie zu Ihrem Zimmer hinaufführen«, sagte sie. »Bei der gnädigen Frau müssen Sie sich später vorstellen. Mrs. Brympton hat Besuch.«

Ich hatte nicht gedacht, daß Mrs. Brympton eine Dame war, die viel Besuch bekam, und irgendwie munterten mich die Worte auf. Ich folgte Agnes nach oben und sah durch eine Tür auf dem Treppenabsatz, daß der Hauptflügel des Hauses geschmackvoll eingerichtet zu sein schien: mit dunklen Holztäfelungen und etlichen alten Porträts. Ein weiterer Treppenarm brachte uns in den Dienstbotentrakt hinauf. Es war nun fast finster, und Agnes entschuldigte sich, weil sie keine Lampe mitgenommen hatte. »Aber in Ihrem Zimmer finden Sie Zündhölzer«, sagte sie, »und wenn Sie 'n bißchen aufpassen, passiert Ihnen schon nichts. Achten Sie auf die Stufe am Ende des Gangs. Ihr Zimmer is genau dahinter.«

Ich blickte bei diesen Worten nach vorn und sah auf halber Höhe des Flures eine Frau stehen. Sie zog sich in einen Türeingang zurück, als wir vorübergingen, und Agnes schien sie nicht zu bemerken. Sie war eine dünne Frau mit einem weißen Gesicht und trug ein schwärzliches Wollkleid und eine Schürze. Ich hielt sie für die Wirtschafterin und fand es seltsam, daß sie nichts sagte, sondern mir nur einen langen Blick zuwarf, als sie vorbeiglitt. Mein Zimmer ging auf einen quadratischen Vorraum am Ende des Flures hinaus. Gegenüber meiner Tür war noch eine, die offen stand; und als Agnes das sah, rief sie: »Da – jetzt hat Mrs. Binder diese Tür schon wieder aufgelassen!« und machte sie zu.

»Ist Mrs. Binder die Wirtschafterin?«

»Wir haben hier keine Wirtschafterin: Mrs. Binder is die Köchin.«

»Und das ist wohl ihr Zimmer?«

»Du liebes bißchen, nein«, sagte Agnes etwas ungehalten. »Das

is das Zimmer von niemanden nicht. Es is leer, meine ich, und die Tür hätte nicht auf sein gedurft. Mrs. Brympton will, daß sie zugesperrt bleibt.«

Sie öffnete meine Tür und führte mich in ein ordentliches Zimmer mit hübschen Möbeln und ein oder zwei Bildern an den Wänden; und nachdem sie eine Kerze angezündet und gesagt hatte, daß es um sechs in der Gesindestube für die Dienstboten Tee gäbe und Mrs. Brympton mich danach empfangen würde, ging sie wieder hinab.

Die Dienstboten stellten sich allesamt als recht umgänglich heraus, und ihren Bemerkungen nach schien Mrs. Brympton, so wie Mrs. Railton gesagt hatte, wirklich eine Seele von Mensch zu sein; aber ich schenkte ihrer Unterhaltung keine sonderliche Beachtung, da ich nach der bleichen Frau in dem dunklen Kleid Ausschau hielt. Sie ließ sich aber nicht blicken, und ich fragte mich, ob sie wohl woanders aß; aber warum hätte sie das tun sollen, wenn sie nicht die Wirtschafterin war. Plötzlich fiel mir ein, daß sie ja eine ausgebildete Krankenschwester sein konnte, und in diesem Fall hätte man ihr das Essen natürlich aufs Zimmer gebracht. Wenn es mit Mrs. Brymptons Gesundheit nicht zum besten stand, war es durchaus wahrscheinlich, daß sie eine Krankenschwester hatte. Ich muß gestehen, daß mir dieser Gedanke gar nicht gefallen wollte, da sie oft ziemlich unleidlich sind und ich nicht nach Brympton gekommen wäre, wenn ich das vorher gewußt hätte. Aber da war ich nun einmal, und es hatte keinen Zweck, sich deswegen graue Haare wachsen zu lassen; und da ich nicht gerne Fragen stelle, wartete ich ab, was sich weiter ergeben würde.

Als wir mit dem Teetrinken fertig waren, fragte Agnes den Lakaien, ob Mr. Ranford schon gegangen sei, und als er dies bejahte, bedeutete sie mir, mit ihr zu Mrs. Brympton hinaufzugehen.

Mrs. Brympton hatte sich in ihrem Schlafzimmer hingelegt. Ihr Sofa stand dicht am Feuer, und daneben brannte eine abgedunkelte Lampe. Sie machte einen zerbrechlichen Eindruck, doch als sie lächelte, hatte ich das Gefühl, es gäbe nichts, was ich nicht für sie tun würde. Sie sprach sehr leise, in einem angenehmen Tonfall, und fragte mich nach meinem Namen und Alter und so weiter, und ob ich alles habe, was ich brauche, und ob ich nicht befürchte, mich auf dem Lande einsam zu fühlen.

»Bei Ihnen ganz gewiß nicht, Madam«, sagte ich, und die Worte überraschten mich, als ich sie ausgesprochen hatte, da ich kein impulsiver Mensch bin; aber es war gerade so, als hätte ich laut gedacht.

Das schien sie zu freuen, und sie sagte, sie hoffe, daß ich auch weiterhin dieser Ansicht bleiben werde; dann gab sie mir ein paar Anweisungen hinsichtlich ihrer Toilette und sagte, Agnes, das Hausmädchen, werde mir am nächsten Morgen zeigen, wo alles zu finden sei.

»Ich bin heute abend müde und werde oben speisen«, sagte sie. »Agnes wird mir mein Tablett heraufbringen, so daß Sie in aller Ruhe auspacken können; und später dürfen Sie dann kommen und mir beim Ausziehen behilflich sein.«

»Sehr wohl, Ma'am«, sagte ich. »Sie werden nach mir läuten, nehme ich an.«

Ihr Gesichtsausdruck kam mir seltsam vor.

»Nein – Agnes wird Sie holen«, sagte sie schnell und nahm ihr Buch wieder auf.

Nun – das war allerdings sonderbar: eine Kammerzofe, die vom Hausmädchen geholt werden mußte, wenn ihre Herrin ihrer bedurfte! Ich fragte mich, ob es im Haus keine Glocken gäbe; doch am nächsten Tag überzeugte ich mich davon, daß es in jedem Zimmer eine gab und Mrs. Brympton von ihrem Bett aus nach mir läuten konnte. Von da an kam es mir natürlich mehr als merkwürdig vor, daß meine Herrin jedesmal, wenn sie etwas von mir wollte, nach Agnes läutete, die dann durch den ganzen Dienstbotentrakt laufen mußte, um mich zu verständigen.

Aber das war nicht das einzig Merkwürdige an dem Haus. Schon am nächsten Tag fand ich heraus, daß Mrs. Brympton keine Krankenschwester hatte; und darauf fragte ich Agnes nach der Frau, die ich am Nachmittag davor im Flur gesehen hatte. Agnes sagte, sie habe niemanden gesehen, und ich sah, daß sie dachte, ich sei wohl nicht ganz bei Trost. Sicher, es dämmerte, als wir durch den Flur gingen, und sie hatte sich entschuldigt, weil sie keine Lampe mitgenommen hatte; aber ich hatte die Frau deutlich genug gesehen, um sie bei einem nochmaligen Zusammentreffen wiederzuerkennen. Ich gelangte zu dem Schluß, daß sie eine Freundin der Köchin oder einer der anderen weiblichen Hausangestellten sein müsse; vielleicht war sie aus der Stadt auf Besuch gekommen und die Nacht über dageblieben, und die Dienstboten wollten dies

geheimhalten. Manche Damen reagieren ziemlich unwirsch, wenn die Bekannten ihrer Dienstboten im Haus übernachten. Auf jeden Fall beschloß ich, keine weiteren Fragen mehr zu stellen.

Ein oder zwei Tage später geschah erneut etwas Sonderbares. Ich plauderte eines Nachmittags mit Mrs. Binder, die eine gutgesinnte Frau war und von allen Dienstboten die längste Zeit im Haus verbracht hatte, und sie fragte mich, ob es mir denn in Brympton auch behage und ich alles habe, was ich brauche. Ich sagte, ich hätte weder an meiner Arbeit noch an meiner Herrin etwas auszusetzen, fände es aber seltsam, daß es in einem so großen Haus kein Nähzimmer für die Kammerzofe gäbe.

»Ja«, sagte sie, »aber es *gibt* doch eines: Ihr Zimmer ist das alte Nähzimmer.«

»Oh«, sagte ich, »und wo hat die andere Kammerzofe geschlafen?«

Das verwirrte sie, und sie sagte hastig, die Dienstboten hätten im Jahr davor alle neue Räume zugewiesen bekommen, und sie könne sich nicht mehr recht entsinnen.

Das kam mir etwas spanisch vor, aber ich fuhr fort, als habe ich nichts bemerkt: »Na ja, das Zimmer gegenüber dem meinen steht leer, und ich will Mrs. Brympton fragen, ob ich es nicht als Nähzimmer benutzen darf.«

Zu meiner Verwunderung wurde Mrs. Binder ganz bleich und drückte mir flehentlich die Hand. »Tun Sie das nicht, meine Liebe«, sagte sie. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, war das das Zimmer von Emma Saxon, und meine Herrin hat es seit ihrem Tod nicht mehr aufgesperrt.«

»Und wer war Emma Saxon?«

»Mrs. Brymptons frühere Zofe.«

»Die, die so viele Jahre bei ihr war?« sagte ich, da mir mein Gespräch mit Mrs. Railton wieder einfiel.

Mrs. Binder nickte.

»Was war sie für eine Frau?«

»Eine bessere ist nie auf Erden gewandelt«, sagte Mrs. Binder. »Meine Herrin hat sie wie eine Schwester geliebt.«

»Aber ich meine – wie sah sie aus?«

Mrs. Binder stand auf und starrte mich ärgerlich an. »Ich bin nicht besonders gut im Beschreiben«, sagte sie; »und ich glaube, daß mein Teig inzwischen aufgegangen ist.« Und sie stapfte in die Küche und schloß hinter sich die Tür.

II

Ich hatte gut eine Woche in Brympton zugebracht, ehe ich meinen Dienstherrn zu Gesicht bekam. Eines Nachmittags wurde uns mitgeteilt, daß er heimkomme, und im ganzen Haushalt vollzog sich ein Wandel. Es war offenkundig, daß ihn keiner der Dienstboten mochte. Mrs. Binder verwandte an jenem Abend ungewohnte Sorgfalt auf die Zubereitung des Essens, doch sie herrschte das Küchenmädchen in einer Weise an, die man sonst gar nicht bei ihr gewohnt war; und Mr. Wace, der Butler, ein ernster, bedächtiger Mann, ging seinen Pflichten nach, als bereite er sich auf ein Begräbnis vor. Er las eifrig in der Heiligen Schrift, dieser Mr. Wace, und konnte daraus eine Fülle verschiedenster Stellen zitieren; aber an jenem Tag führte er eine so unflätige Sprache, daß ich gerade den Tisch verlassen wollte, als er mir versicherte, es sei dies alles aus dem Buch Jesaja; und ich bemerkte, daß Mr. Wace jedesmal, wenn der Hausherr kam, Zuflucht zu den Propheten nahm.

Gegen sieben rief mich Agnes ins Zimmer meiner Herrin; und dort begegnete ich Mr. Brympton. Er stand am Kamin: ein großer, blonder, stiernackiger Mann mit einem roten Gesicht und kleinen, mißvergnügten, blauen Augen: die Art von Mann, die eine Unschuld vom Lande vielleicht als attraktiv empfunden hätte, was ihr höchstwahrscheinlich teuer zu stehen gekommen wäre.

Er wirbelte herum, als ich eintrat und hatte mich im Nu von oben bis unten gemustert. Ich wußte, was dieser Blick zu bedeuten hatte, da ich in meinen früheren Anstellungen ein- oder zweimal ähnlich kritisch in Augenschein genommen worden war. Dann wandte er mir den Rücken zu und fuhr fort, mit seiner Frau zu reden; und ich wußte auch, was *das* zu bedeuten hatte. Ich war nicht die Art von Leckerei, nach der ihm der Sinn stand. Der Typhus hatte mir also zumindest in einer Hinsicht einen guten Dienst erwiesen: er hielt mir diese Sorte Mann vom Leib.

»Das ist meine neue Zofe, Hartley«, sagte Mrs. Brympton mit ihrer gütigen Stimme; und er nickte und fuhr mit dem fort, was er gerade sagte.

Nach ein oder zwei Minuten ging er hinaus, damit sich meine Herrin zum Abendessen umziehen könne, und während ich ihr aufwartete, bemerkte ich, daß sie eiskalte Hände hatte und weiß war wie die Wand.

Mr. Brympton reiste am nächsten Morgen ab, und als er weg